

gendarbeit“. Nicht ganz so deutlich ist in der Geschäftigkeit des Alltags wohl bei den Mitarbeitern in den caritativen Einrichtungen das Bewußtsein, mit dem Angebot des Freiwilligen Sozialen Jahrs ein Stück Diakonie am Jugendlichen zu leisten, das durch das „personale Angebot“ des Erwachsenen an die Jugendlichen und durch seine Hinwendung zum Notleidenden den entscheidenden Zeugnischarakter erhalten muß.

Daß auch das Kirchenamt und die Verantwortlichen des Caritasverbands das FSJ als wichtiges kirchliches Bildungsangebot sehen, läßt sich u. a. daran ablesen, daß die Finanzierung von Mitarbeitern und pädagogischer Begleitung zu über 50 Prozent aus den Diözesanhaushalten getragen wird, weil öffentliche Mittel aus Bundes- und Landesjugendplänen nicht ausreichen. Die Träger der Einrichtungen wiederum stellen Einsatzplätze zur Verfügung, obwohl sie einschließlich eines Taschengelds von ca. 200 DM für die Helfer monatlich zwischen 900 und 1000 DM insgesamt aufwenden müssen. Vorpraktikanten wären um vieles kostengünstiger und würden ähnliche Hilfsdienste leisten.

In den letzten Jahren bemühen sich manche Bundesländer aufgrund der schlechten Ausbildungs- und Arbeitsstellensituation, das FSJ im Sinn einer Arbeitsbeschaffungsmaßnahme zu funktionalisieren. Druck auf die Einsatzstellen gepaart mit finanziellen Zuwendungen veranlassen die Einrichtungen, zusätzliche Helfer einzustellen. Die Trägerverbände sollen verstärkt Familieneinsätze durchführen (die laut Gesetz nur unter bestimmten Voraussetzungen möglich sind) und einer Erweiterung des Gesetzes auf „Einsätze“ in der Dritten Welt zustimmen. Die Frage der pädagogischen Begleitung spielt dabei offensichtlich keine große Rolle mehr. Daß sich die katholi-

sche Trägergruppe den Problemen der Jugendarbeitslosigkeit nicht verschlossen hat, zeigt die Tatsache, daß in den letzten fünf Jahren die Zahl von Einsatzstellen und Helfern um über 70 Prozent gestiegen ist. Wird das FSJ jedoch zur reinen Arbeitsbeschaffungsmaßnahme, so ist es in dem Augenblick zum Tod verurteilt, in dem die zusätzlichen Finanzquellen versiegen, weil Jugendarbeitslosigkeit kein Problem mehr ist. Die katholische Trägergruppe lehnt die erwähnten Funktionalisierungstendenzen entschieden ab.

Aufgrund der demographischen Entwicklung ist der Höhepunkt der möglichen Helferzahl überschritten. Die Situation auf dem Ausbildungssektor bessert sich langsam. Die Trägerverbände werden in absehbarer Zeit wieder für das FSJ werben müssen. Damit erhebt sich für den katholischen Träger die Frage nach seinem Proprium. Es kann wohl nur in seinem religiösen Hintergrund liegen. Vor allem sollte der junge Mensch durch das „personale Angebot“ in den Einrichtungen und die Arbeit in der „reflektierten Gruppe“ erfahren können, daß es den Trägern letztlich um das Heil des Notleidenden wie das des jugendlichen Helfers geht, nicht um eine vordergründige Reparatur von Krankheit oder Behinderung oder um ein großzügiges Angebot zur Berufsorientierung des Jugendlichen. Die Mitarbeiter beider Trägerverbände sollten erfahrbar machen können, daß Leid und Kreuz nicht aus der Welt „heraustherapiert“ werden dürfen, weil darin Heil und Hoffnung für den Christen liegt. Auf diesem Hintergrund könnte das Freiwillige Soziale Jahr in katholischer Trägerschaft in anderer Form wieder das werden, was es zu Beginn war: die Möglichkeit einer christlichen Alternative zum Geist der Zeit.

Rosemarie Dziadek

Heiterkeit aus Trauer, Mut und christlicher Hoffnung

Zum Schaffen des Dichters Wolf von Aichelburg

Wolf von Aichelburg kam 1911 als Sohn des k. u. k. Fregattenkapitäns Arnold Freiherr von Aichelburg im österreichisch-ungarischen Kriegshafen Pola in der Provinz Istrien zur Welt.

Das Geschlecht der von Aichelburg ist uralter Kärntner Adel. Die Ruinen des Stammsitzes sind noch heute in Sankt Stephan, dem schönsten Schloß des Gailtals, zu sehen.

Nach der Niederlage der Mittelmächte im Jahr 1918 trat der Vater Wolfs v. Aichelburg in die rumänische Kriegsmarine ein. Seine Familie folgte ihm nicht nach Galatz, sondern ließ sich in Siebenbürgen nieder. Wolf v. Aichelburg erhielt, wie seine Brüder, am deutschen Gymnasium in Hermannstadt eine deutsche Erziehung. Nach bestandem Abitur studierte er Germanistik, Französisch und Englisch – „ohne rechte Überzeugung“, wie er selbst zugibt – an der Universität Cluj-Klausenburg und während eines Semesters in Dijon. Fest entschlossen, Schriftsteller und nicht Lehrer zu werden, nachdem er lange zwischen der Musik und der Literatur geschwankt hatte, bereiste er Frankreich, Italien und England. Er hatte sich eben in Berlin eingerichtet und schrieb Dramen, die in antike Stoffe neue Gehalte hineinarbeiteten, als ihn die politische Entwicklung zum zweiten Mal in seinem Leben einholte. Zwanzig Jahre nach der Feuer-einstellung des 11. November 1918 stand die Welt wieder in Flammen. Wolf v. Aichelburg reiste nach Rumänien zurück, wurde eingezogen, aber bald wieder durch die Verbindungen seines Vaters aus dem Militärdienst entlassen. Er ging wieder nach Italien, kehrte dann aber, um der Internierung zu entgehen, nach Rumänien zurück und verbrachte den Zweiten Weltkrieg als Dolmetscher in Staatsdiensten in Bukarest.

Nach dem Krieg war er für kurze Zeit Gymnasiallehrer in Hermannstadt. Als er 1948 über die „grüne Grenze“ zu entfliehen versuchte, wurde er erwischt, kam ins Gefängnis und dann in ein Arbeitslager am Schwarzen Meer. Nach seiner Entlassung wurde er nach Sere am Schwarzen Meer verbannt, wo er drei Jahre Schuldienster war. 1956 wurde, auf Betreiben von Freunden, sein Zwangsaufenthalt aufgehoben. Er begann wieder zu schreiben. Im Mai 1958 wurde er urplötzlich wieder verhaftet, in einem Schauprozess gegen Schriftsteller vor Gericht gestellt und zu 25 Jahren Zwangsarbeit verurteilt. Bis Herbst 1962 saß er in verschiedenen rumänischen Gefängnissen. Danach kam er zur Zwangsarbeit als Landarbeiter auf ein Staatsgut. 1964 wurde er im Rahmen einer von den USA erzwungenen Amnestie entlassen und versuchte, sich als Privatlehrer durchzuschlagen. Nach einer kurzfristigen „Rehabilitation“, wo es ihm sogar erlaubt war, ins Ausland zu

reisen, nahm sich die geheime Staatspolizei seiner wieder an. Dank der Bemühungen eines von Freunden auf die Beine gebrachten v.-Aichelburg-Komitees ließen ihn die rumänischen Behörden dann nach unzähligen Ausreisegesuchen ausreisen. Heute lebt er als freier Schriftsteller in Frankfurt am Main.

Wolf v. Aichelburg hat in Rumänien 22 Bücher publiziert (Lyrik, Erzählungen, Essays und auch viele Übertragungen von Lyrik und Prosa aus dem Rumänischen). Diese Bücher „liegen jetzt alle auf dem toten Gleis“ des rumänischen „Kultur-güterbahnhofs“. Bitter und resigniert fragt sich Wolf v. Aichelburg: „Wer liest sie, wer las sie? Ein Rufer in der Wüste, malgré lui.“ Deshalb tun ihm heute die Konzessionen, die er nach seinem ersten Gefängnisaufenthalt machte, um in Rumänien schriftstellerisches Echo zu finden, doppelt leid. Dabei waren seine Zugeständnisse keineswegs ideologisch-bekennnisthafter Natur. Er ließ sich lediglich vor den propagandistischen Karren spannen und trug zur literarischen Selbstdarstellung der rumänischen Volksdemokratie in dem Sinn bei, daß er sich als Aushängeschild mißbrauchen ließ.

Mühsam hat sich Wolf v. Aichelburg in der Bundesrepublik wieder eine publizistische Tribüne geschaffen, die „Rhein-Neckar-Zeitung“. Ein kleiner Verlag, der Wort-und-Welt-Verlag in Innsbruck, betreut seine Lyrik.

Ein Gedicht ist für Wolf v. Aichelburg, in Abwandlung eines berühmten Ausspruchs von Novalis („Jedes Äußere ist ein in einen Geheimniszustand erhobenes Inneres“), „ein in einen Ausnahmezustand gehobenes Stück Sprache“ (Fingerzeige, Cluj 1975, 62). Eine praktische Handhabe, ein echtes von einem vorgeblichen Gedicht zu unterscheiden, gibt es seiner Meinung nach nicht. Wer sagt, ein Gedicht sei der Gegensatz zu Gerede, der behauptet lediglich etwas. Wer meint, es sei umzäuntes Schweigen, der flüchtet sich in ein Bild. Wäre der Ausnahmezustand beschreibbar, gäbe es Gedichtsrezepte und Dichter wären nichts weiter als Gedichtschneider.

Der Poetologie v. Aichelburgs zufolge ist das „Wesentliche an einem Gedicht eine neue Sprachschöpfung, das Alsob einer ganz neuen, nie dagesenen Sprache, das Wesentliche ist ein vor dem

Verstummen eben noch gerade geretteter Sprachzustand“ (ebd. 66). Was man im allgemeinen Sprachgebrauch nur in vagen, gewagten und trotzdem undeutlichen Bildern sagen kann, weil es nur dichterisch und gleichnishaft ausdrückbar ist, hat Michelangelo in einen großen Vers gefaßt: „Caro m'è l'esser del sasso“ – „Teuer ist mir das Sein des Steins.“

Alle in dem schmalen Bändchen „Aller Ufer Widerschein“ (Innsbruck 1984) abgedruckten Gedichte sind nichts anderes als solche verzweifelten Versuche, das Schweigen einzuzäunen: Aus der Not, sagen zu müssen, worüber eigentlich Schweigen geboten wäre, unter Schmerzen zustande gekommene dichterische Geburten aus dem Schweigen. Weiterhin heißt es in dem Essay „Gedichte“: „Das echte Gedicht ist einfach da, unübertragbar, ausweglos. Das echte Gedicht ist auch nicht ver-rückte Rede, also nicht eine Rede, die aus ihrer Ordnung gerückt wurde. Das Gedicht ist eine andere Ordnung. Vom Gerede her gesehen, ist es immer Deformation, Ver-Stellung. Es ist aber nicht Verstellung eines Geraden. Nicht indem ich, wenn ich im Bilde sprechen darf, den Baum knorrig und verrenkt beschreibe, schaffe ich den Ausnahmezustand der lyrischen Deformation. Ich komme gar nicht von der Sprachform oder der gegenständlichen Form des Baumes her, wenn ich Baum dichte. Ich komme vom Schweigen her, dem sich, im Augenblick des Absturzes, des endgültigen Verstummens, der Baum entgegenstellt“ (ebd. 65). Was hier vom Baum gesagt wird, gilt auch von der Frucht in dem Gedicht „Orange“:

Durch welche Tugend bist du so gereift,
daß du aus Härte, Bitterkeit und Darben
der Sonne Wärme und der Sonne Farben
erwählen durftest? Was die Hand gestreift,
die Schale, ist Geständnis und ist Hülle,
die Stengelnarbe atmender Verschuß
zu eines dunklen Brunnens Überfluß,
der Tränenquelle aus Geduld und Stille.

Denn war es Stein, so sagtest du: sei Milde!
Und war es Staub, so sagtest du: sei Gold!
Du hast der Sonne Herrlichkeit gewollt,
die Sonne trägt du nun in deinem Bilde.

Auch diese Verse sind aus dem Schweigen geboren, dem sich im Augenblick des Absturzes ins endgültige Verstummen, in die echolose Leere des Nichts, ein Stück Sein, die Orange entgegen-

stellt. Man muß dieses Gedicht im Zusammenhang mit dem von Wolf v. Aichelburg bezüglich der Frage, was wesentlich an einem Gedicht ist, zitierten Vers Michelangelos verstehen. Der Stein, der Inbegriff der Härte, des bezugs- und kommunikationslosen An-Sich, das weder ein Für-Sich noch ein Für-einen-Andern ist, ist trotzdem ein Stück Sein und hat damit teil an der ontologischen Güte alles Seienden, insofern er sich dem Nichts entgegenstellt. In diesem Sinn ist das Sein des Steins Michelangelo teuer. Indem er den Stein als An-Sich, als Stoff bearbeitet, das heißt formt, beseelt er ihn, erlöst ihn aus seinem stummen An-Sich, so daß er als geformter Stoff, als Kunstgebilde, zum Für-Sich wird, das sich auf ein anderes Für-Sich öffnet und so in einem kommunikativen Bezug das Schweigen durchbricht und in dem gegenseitigen Zu-einander-hin-Geöffnetsein das Unsagbare sagbar macht.

Die Orange ist nicht der Stoff als An-Sich, der durch künstlerische Ausformung aus seiner Stummheit gehoben wird. Aber in der Saftfülle und Süßigkeit, in der gespeicherten Sonne, welche die bittere Schale behütet und die Stengelnarbe verschließt, ist sie ein Urbild der schenkenden Erde, der letztlich Positivität alles Seienden, der These des Aquinaten, daß alles Seiende „gut“, „omne ens bonum“ ist. Indem der Dichter ihre stumme urbildliche Botschaft mit tastenden Bildern und Worten mit-teil-bar macht, erlöst er die Orange, in analoger Weise zu dem bildnerischen Tun Michelangelos, aus der Stummheit ihres An-Sich, so daß sie zu den Menschen sprechen kann und diese durch sie begreifen, daß es nicht darauf ankommt, wie das Seiende zu uns steht, sondern wie wir uns zu der Welt und den Mitmenschen verhalten.

Wolf v. Aichelburg hat in seinem Leben viel durchgemacht. Er hätte allen Grund, an der Welt und den Mitmenschen zu verzweifeln. Aber er tut es nicht. Im Gegenteil. Wollte man sein gesamtes Œuvre in einem Satz zusammenfassen, so würde man das Wesentliche wohl treffen, wenn man es als ein Anschreiben gegen den Nihilismus, Abstrudismus und Materialismus beschreibe.

Es ist kein Zufall, daß die Zwischentitel, mit Hilfe deren Wolf v. Aichelburg die Gedichte in „Aller Ufer Widerschein“ gruppiert, sich mit dem Verbum „schreiben“ zu einem Satz verbinden

lassen, in der die Quintessenz seines lyrischen Schaffens enthalten ist und zugleich auch die Antwort auf das Warum seines Schreibens. Er schreibt auf „der Spur des Lichts“, „im spiegelnden Verschweigen“ des „Sees in Galiläa“ „zur kurzen Frist“. Anders ausgedrückt: Sein Schreiben ist der Versuch, die Endlichkeit unseres kurzen irdischen Lebens auf Grund der christlichen Frohbotschaft ins Transzendente hinein zu verlängern.

Die Gedichte in „Aller Ufer Widerschein“ sind das, was der Titel verspricht: geistige Spiegelungen der flüchtigen, im Vorbeigetragenwerden am Ufer des Lebensstroms gewonnenen Eindrücke. Zugleich wird aber in diesen Versen das vollzogene, was Hermann Hesse als „Weg nach Innen“ beschreibt, ein Vorstoß von der intensiv wahrgenommenen und erlebten Außenwelt zu jenem Innen, dessen Außen sie ist, eine meditative Konzentration auf das Bleibende im Wandel, die aber nicht, wie bei Hesse, in fernöstliche Weisheit einmündet, sondern in die Herzmitte christlicher Welterfahrung vorstößt. Die Gedichtsammlung, die mit „Orange“ ansetzt, endet mit dem Gedicht „Der See in Galiläa“:

Der See in Galiläa, Berge strahlend,
von keinem Strauch und keinem Baum bekleidet,
der nur der Felsen klares Abbild leidet,
im Tiefsten wolkenlose Himmel malend,
war nicht diesem ähnlich, lichtumrandet
und kaum belebt von leisen Uferfalten?
Nun steht ein anderer hier, in Zwang gehalten
und darben in gestreiftes Tuch gewandet
und denkt des Einzigen im Abendsinken,
wenn einen Augenblick nach hartem Fronen
die Rufe seiner Treiber ihn verschonen.
Ein Fisch schnellst hoch. Er sieht's wie Feuer blinken.

Die erste Strophe dieses Gedichts läßt in der unschwer zu entziffernden Evokation des Sees Genezareth von Galiläa die Themen der beiden ersten Teile von „Aller Ufer Widerschein“ anklingen: Licht und Spiegelung. Der Leser hat das Gefühl, daß der Dichter diesen See sehr gut kennt und eine tiefe innere Beziehung zu ihm hat. Der See wird nicht impressionistisch als optischer Eindruck dargestellt, sondern symbolisch. Gleich drei Urbilder der Lauterkeit, Reinheit und Unge-trübtheit werden beschworen: Wasser, Licht und Spiegelung. Im Symbol des Spiegels ist zugleich auch der Hinweis auf das enthaltene, was Rilke den

„andern Bezug“ oder „Weltinnenraum“ nennt und das in der Terminologie der Theologen als Transzendenz beschrieben wird. Wer durch den Spiegel hindurchgeht, gelangt aus der Welt des Scheins und der Spiegelung in den Bereich des Wesentlichen, der wirklichkeitszeugenden Ideen Platos. Der See ist nicht ein Stück Landschaft, sondern er bringt gewissermaßen die Landschaft in dem, was an ihr wesentlich ist, nämlich als Urbild der Makellosigkeit, Reinheit und Lauterkeit, erst hervor. Zugleich bewirkt die syntaktische Fügung der ersten Strophe, der zweifache Gebrauch des Partizips des Präsens, in der Ersetzung der finiten durch die infinite Form des Prädikats, eine Herauslösung aus dem Zeitbezug und eine Umwandlung der Dynamik des Zeitflusses in zeitlose Statik. In der Spiegelung des Sees ist der Himmel „im Tiefsten wolkenlos“, wird der schwindende, getrübte Augenblick zum unge-trübten Ewigkeitsblick.

Mit dem finiten Verbum im Präteritum „war“ bricht aber die Dimension der Zeit in die Ruhe der ersten Strophe und der beiden ersten Verse der zweiten ein. Vergangenheit und Gegenwart schieben sich übereinander. Der da im „gestreiften“ Gewand am See steht, ist nicht der Mann aus Bethlehem, der dort, wo der Jordan in den See mündet, von Johannes getauft wurde, der an den Ufern des Sees predigte, Kranke heilte und über seine Wellen schritt. Es ist ein „anderer“, wie auch der See ein anderer ist, der über zwei Jahrtausende hinweg die Botschaft der Hoffnung, der Freude und der Liebe weiterreicht, die vom See in Galiläa und jenem „Einzigen“ ausging, der sie verkündete.

Der See, der hier aus der Gegenwart in die Vergangenheit und aus dem Zeitlichen ins Ewige zurückverweist, liegt in der rumänischen Dobrudscha an der Küste des Schwarzen Meers nördlich von Konstanz und heißt Tasaul. Unweit des Tasaulsees lag das Zwangsarbeitslager, in das Wolf v. Aichelburg 1951 eingewiesen worden war. Die Landschaft um den See in der Dobrudscha ähnelt derjenigen um den See in Galiläa. Es wächst dort vor allem Gras und niederes Gesträuch, das von der heißen Sommersonne versengt wird. Der Tasaulsee ist, wie der See Genezareth, sehr fischreich, und an seinen Hügeln reift ein schwerer Wein. Wie über das Gelobte Land,

in das Mose das auserwählte Volk führte, herrschten über das Land, in dem der Tasaul liegt, nacheinander Griechen, Römer und Osmanen. Wolf v. Aichelburg ist auch nicht der einzige Dichter, den Mächtige gewaltsam im Land um den See festhielten. Ovid verbrachte hier als Verbannter die letzten neun Jahre seines Lebens. Hier dichtete er seine „Epistulae ex Ponto“.

Der „Einzig“, Jesus von Nazareth, der gleichsam aus dem zum Spiegelbild des Sees von Genesareth gewordenen Tasaulsee steigt, verwandelt die existenzielle Situation des Dichters in transzendente Allgemeingültigkeit. Im „gestreiften Tuch“, das aber hier erst in der konnotierten Tiefenschicht auf die orientalische Tracht hindeutet, in der oberen Bedeutungsschicht aber den gestreiften Sträflingsanzug meint, steht einer am Ufer des Tasaulsees, der um seiner Überzeugungen willen Gewalt erleidet. Und indem er zurückdenkt an den See in Galiläa, von dem vor zweitausend Jahren Zeichen ausgingen und an dessen Ufer Wunder geschahen, bricht die Zeit ins Ewige ein. Die Ewigkeit wird zum Ereignis, und sie setzt ein Zeichen. Für einen Augenblick sind die brutal zur Sklavenarbeit antreibenden Zurufe der Bewacher verstummt. Fern über der ins abendliche Dunkel sinkenden Fläche des Sees springt ein Fisch aus dem Wasser, und sein Leib fängt und spiegelt das letzte Tageslicht, so daß er „wie Feuer blinkt“. Hier ist der „Ausnahmezustand“ da, der nach Wolf v. Aichelburg der Auslöser jedes echten Gedichts ist (Das Gedicht, a.a.O. 63). Er „sieht sich plötzlich von aller Welt verlassen, vereinsamt und durch irgendeine unbestimmbare Macht genötigt, die Pfade der Sprache zu meiden, die er zu gehen gewöhnt ist, wie alle seine Mitmenschen – und doch etwas zu sagen“ (ebd. 64).

In diesem Ausnahmezustand, wo dem Dichter die Sprache des menschlichen Kommunikationsalltags abhanden kommt, wo er am Abgrund des Verstummens steht, entscheidet es sich, ob er den Ausnahmezustand zu nützen weiß und ob aus

dem Verstummen das Gedicht geboren wird, oder dieser Zustand wieder aufgehoben wird, indem der Dichter, aus Angst, in den Abgrund des Verstummens zu stürzen, vor diesem zurückschreckt und ins Gerede flüchtet. In diesem Gedicht gelingt der Balance-Akt am Abgrund des Schweigens, die „Ver-rückung“ aus der Ordnung der Dinge in die Ordnung des Gedichts findet statt. Im Leser bewirkt diese „Verrückung“ einen Zustand, der auch ein Ausnahmezustand ist und in dem Karl Jaspers den Ursprung des philosophischen Denkens sieht: das Angestoßen-Werden vom Mirandum des Seins, das Staunen und Verzauberung in einem ist. Mit den Worten Dieter Roths in der „Rhein-Neckar-Zeitung“ ausgedrückt: „Wir sind Zeugen einer poetischen Epiphanie. So – kann man verstehen – erscheint ein Gott dem, der bereit ist, ihn als solchen zu erkennen.“ Ein Stück überirdisch-christlicher Hoffnung hat sich in existenzielle, irdische Hoffnung verwandelt. Der da mißhandelt, erschöpft und ausgelaugt am Ufer des Tasaulsees steht und spürt, wie die Verzweiflung nach ihm greift, erlebt, am äußersten Ende der Höhle der völligen Ungewißheit angekommen, wie die absolute Hoffnungslosigkeit in selige Gewißheit umschlägt. Er weiß plötzlich, daß überall dort Galiläa ist, wo die christliche Hoffnung noch lebt.

Wolf v. Aichelburg ist ein Dichter der irdischen und überirdischen Hoffnung in einer Zeit der Katastrophenstimmung und in einer Welt, die zwar keine Angst mehr vor dem Halleyschen Kometen hat, dafür aber vor tausenderlei andern Gefahren erzittert, angefangen bei der Furcht vor einem Zusammenbruch des Weltwährungssystems bis zur Klimakatastrophe im Wärme- oder Kältetod, nicht zu sprechen von der alles überschattenden Drohung, daß die Menschen sich mit dem Planeten, der sie trägt, ins Weltall sprengen könnten. Daß er gegen den Zeitgeschmack schreibt, macht Wolf v. Aichelburg nicht irre.

Fernand Hoffmann